

3 Die Revision des Schwankjuden: Johann Peter Hebel

Judenfiguren in den Kalendergeschichten des Rheinländischen Hausfreunds

Über Witz und Verstand verfügen auch die meisten Juden in den Kalendergeschichten Johann Peter Hebels (1760-1826); etwa der Frankfurter Jude, der in Replik auf die herabwürdigende Provokation eines »Spaßvogels«, die Juden müssten in Zukunft in ganz Frankreich auf Eseln reiten, den Spieß der Aussage gegen ihren Hervorbringer richtet: »Wenn das so ist, artiger Herr, so wollen wir Zwei auf dem deutschen Boden bleiben, wenn schon Ihr kein Jude seid.«¹⁸² Ebenso sprachlich und geistig gewandt nach dem Prinzip der Umkehrung verfahren, reagiert Moses Mendelssohn auf den Vorwurf eines Freundes, weshalb er, der gelehrte Philosoph, einem ihm intellektuell unterlegenen Kaufmann als Schreiber dienen müsse. Die Verhältnisse hätten schon ihre Richtigkeit, meint Mendelssohn, denn: »Wäre ich der Herr, und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht gebrauchen.«¹⁸³ Die Bandbreite geistiger Versiert- und Überlegenheit reicht dabei, moralisch beurteilt, von weise bis schalkhaft/schelmisch,¹⁸⁴ je nachdem welches Maß an Schlaueit erforderlich ist, um sich im Zusammenleben mit der christlichen Mehrheit behaupten zu können und nicht den Kürzeren zu ziehen.

Geprellte und misshandelte Juden figurieren in den Beiträgen des Rheinländischen Hausfreunds allerdings auch, und unwillkürlich fühlt man sich in Konstellation und Handlung an älteres Schwankgut judenfeindlichen Zuschnitts erinnert. Darstellungsweise und kommentierende Einschübe wirken jedoch einer reflexartig antijüdischen Lesart entgegen, von der sich Hebel insofern distanziert, als die vorgeschlagene Deutung bzw. Bewertung des Geschehens eine andere Richtung einschlagen. Angeprangert werden Eigenschaften und Gewohnheiten, die zwar als typisch jüdisch gelten, sich aber letztlich als allgemein-

182 Johann Peter Hebel: Die Kalendergeschichten. Sämtliche Erzählungen aus dem Rheinländischen Hausfreund. Hg. von Hannelore Schlaffer und Harald Zils. Mit einem Nachwort von Hannelore Schlaffer. München: dtv 2001, S. 107.

183 Hebel, Kalendergeschichten (ed. Schlaffer/Zils), S. 181.

184 Vgl. dazu die Eulenspiegelei des »Juden von Brassenheim« in »Gleiches mit Gleichem« (Hebel, Kalendergeschichten [ed. Schlaffer/Zils], S. 579ff.).

menschliche Schwächen herausstellen und vor deren verhängnisvollen Konsequenzen Hebel erhobenen Zeigefingers warnt.

In der Erzählung »Schlechter Gewinn«, erschienen im *Rheinländischen Hausfreund auf das Schaltjahr 1808*, geht ein prahlerischer »junger Kerl«¹⁸⁵ eine Wette mit einem »Juden« ein, wonach er Letzterem mit einem Messer »in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut« hauen könne, was jener in Abrede stellt. Als der hinterhältige Aufschneider ihm schließlich das gesamte »vordere Gelenk« vom Finger trennt, schreit der Jude laut auf und nimmt mit den Worten »Au weih, ich habs gewonnen!« das Geld an sich. »An diesen Juden soll jeder denken«, mahnt Hebel den Leser, »wenn er versucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derselbe wert ist«. Nämlich wie »mancher Prozeßkrämer« – ein zu Hebels Zeit offenbar verbreitetes Phänomen, vor dem er wiederholt warnt –,¹⁸⁶ der sich in ein aufreibendes, oft monate- oder jahrelanges Verfahren stürzt, dessen Aufwand, nervlich und finanziell, den erhofften Gewinn bei Weitem übersteigt. In anderen Worten: ein »Pyrrhussieg«, auf den Hebel explizit verweist, ein nur nomineller Triumph, den man, schwer angeschlagen, auszukosten nicht in der Lage ist.

Richtet sich die Episode »Schlechter Gewinn« gegen eine aus Rechthaberei und Starrsinn erwachsende Gewinnsucht, ist ein Habenwollen um jeden Preis ohne Rücksicht auf Verhältnismäßigkeit Thema der Erzählung »Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist« (1814). Darin trifft ein Jude in einem Wirtshaus einen Rittmeister und lässt sich, dessen stattliches Pferd bewundernd, zu der Aussage hinreißen: »Daß ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre.«¹⁸⁷ Der Offizier nimmt zur Verwunderung aller den Juden beim Wort, lässt sich auf den Handel ein und erklärt sich ohne Aufhebens dazu bereit, das Maß der Prügel auf fünf herabzusetzen. Die Pointe besteht dann allerdings darin, dass nach dem vierten Hieb der Offizier das Rohr wegsteckt und auf den fünften verzichtet, somit der Jude, schwer misshandelt, leer ausgeht. Wie in den pointierten Aussagen der gewitzten Juden spiegelt sich in der Episode jene Faszination wieder, die sprachliche Ambivalenz, d. h. Vielschichtigkeit sprachlicher Ausdrücke, ihr logischer, assoziativer und metadiskursiver Gehalt, konkurrierende Sinn-

¹⁸⁵ Hebel, *Kalendergeschichten* (ed. Schlaffer/Zils), S. 106.

¹⁸⁶ Klaus Oettinger: Der Pyrrhussieg des Mauschel Abraham. Über Lachen und Lehren in den Kalenderschwänken. In: ders.: *Ulm ist überall. Essays und Vorträge zu Johann Peter Hebel*. Konstanz: Universitätsverlag 1990 (Konstanzer Bibliothek; 14), S. 89-97, hier: S. 91. – Für eine ausführliche Interpretation der Geschichte s. ebd.

¹⁸⁷ Hebel, *Kalendergeschichten* (ed. Schlaffer/Zils), S. 480.

ansprüche und ihre mannigfaltige Anwendbarkeit, auf Hebel auszuüben vermochte. Der Offizier hatte sich dazu verpflichtet, dem Juden gegen fünf Stockhiebe sein Pferd zu überlassen, aber nicht dazu, diese auch (vollständig) zu erteilen. Ohne die »einmal getroffene Vereinbarung« zu brechen, kann der Offizier »seinen Widerpart übervorteilen«, indem er sich »Eigenheiten der Sprache zunutze macht«, nämlich die »Abweichung des konventionellen Sprachgebrauchs vom ursprünglichen Wortsinn«.¹⁸⁸ Das Ohr des Lesers dafür zu sensibilisieren und daran dessen Verstand zu schärfen, war der Anspruch des Volksaufklärers Hebel.

Warum aber wählt Hebel, der mit seinen Kalendergeschichten zum kritischen Umgang mit bestehenden Vorurteilen und irrigen Meinungen anregen möchte, ausgerechnet jüdische Protagonisten zur Illustration offenbar allgemeinemenschlicher Eigenschaften? Die Antwort darauf könnte so lauten: *gerade* deshalb.

Für ein breites, ständeübergreifendes Publikum intendiert, bedienen sich die eingängigen Erzählungen eines sich beim Leser einstellenden Wiedererkennungseffekts, um diesem über Altbekanntes neue Horizonte zu eröffnen. Anders gesagt: Hebels Erzählungen sind keine realitätsfernen Reißbrettkonstruktionen, sondern verwerten stoffliche Vorlagen, teils schriftlicher, teils, wie der Erzähler an- oder vorgibt, mündlicher Natur. Sie schöpfen motivisch aus dem Brunnen traditionellen Erzählguts, stellen aber damit assoziierte, gleichsam automatisch aufgerufene Wertehaltungen kritisch in Frage oder präsentieren sie zumindest auf einem höheren Differenzierungsniveau. Der dumme, ganz von dem in Aussicht gestellten Gewinn vereinnahmte Jude, der die Tücken des ihm gemachten Angebots nicht zu durchschauen vermag, war eine bekannte Figur aus Schwank und Anekdote. Mitunter mochte man auch einen kennen, der im Ruf stand, für Geld so manche »Unannehmlichkeit« in Kauf zu nehmen oder es sogar selbst erlebt haben, woran zweifelhafte Handelsleute sich orientierten. Die Vorstellung vom »einfältigen, habgierigen Juden« war fest in der Wahrnehmung verankert. Neu ist allerdings, dass der Gegenspieler ebenso wenig die Sympathie des Lesers verdient wie der jüdische Protagonist, der in der Erzählung »Schlechter Gewinn« mitleidsvoll als »armer Jude«¹⁸⁹ apostrophiert wird – ein armer Schlucker, der zum Schaden auch noch den Spott hat.

188 Guido Bee: Aufklärung und narrative Form. Studien zu den Kalendertexten Johann Peter Hebels. Münster, New York, München, Berlin: Waxmann 1997 (Internationale Hochschulschriften; 252), S. 121.

189 Hebel, Kalendergeschichten (ed. Schlaffer/Zils), S. 106.

Folgt man der inneren Logik der zweiten Erzählung, »Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist« (1814), ließ sich der Jude schon allein deswegen nicht gegen einen schlichten (ethnisch nicht markierten) Halunken ersetzen, weil es sich, wie Hebel versichert, um eine »wahrhafte Geschichte« handelt, die er »schriftlich«¹⁹⁰ habe. Dass die Versicherung dieses Realitätsanspruchs zumindest zweifelhaft ist, erhellt aus dem augenzwinkernden Rekurs auf das Wort »schriftlich« im weiteren Verlauf der Handlung, denn »schriftlich« lässt sich der Jude in einer notariell beglaubigten Ausfertigung bestätigen, dass er nach Erhalt von fünf Prügeln das Pferd sein eigen nennen kann. Dass aber Schriftlichkeit und Wahrheit nicht unbedingt das bedeuten, was gemeinhin darunter verstanden wird, davon zeugt gerade dieser Beitrag. Den Wahrheitsbeteuerungen der Erzählerfigur gegenüber ist, wie Bee in seiner Studie gezeigt hat, durchaus Skepsis angebracht, die positiv bewertet im Sinn eines aktiven Unterscheidungsvermögens im Leser herangebildet bzw. gefördert werden soll.¹⁹¹

Ob nun die Episode auf einer tatsächlichen Begebenheit beruht oder von einer literarischen Vorlage inspiriert wurde, konnte bislang nicht ermittelt werden. Beachtung verdient in diesem Zusammenhang allerdings ein bekannter Schwank, in welchem nach demselben Prinzip der unbedingten Bedingung, d. h. der Vertragsbedingung, deren Erfüllung selbst nicht Gegenstand der Vereinbarung ist, ein jüdischer Gläubiger geprellt wird.

190 Ebd., S. 480. – Vorgeblich auf einem Augenzeugenbericht beruht des Weiteren die Geschichte von den »Zwei Postillionen«. Darin werden zwei Handelsleute, die zwar nicht explizit als Juden eingeführt, aber eindeutig als solche identifizierbar sind, für ihren Geiz von zwei »Postknechten« misshandelt. Für den »unbarmherzigen Spaß« hat der Hausfreund offenbar Verständnis, verurteilt er die Tat doch keineswegs, sondern merkt an, dass man »armen Leuten« »Lohn und Trinkgeld« nicht vorenthalten sollte (ebd., S. 313f.). Das könnte auch der Grund dafür sein, warum er die jüdischen Passagiere als »Handelsleute« und nicht als »Juden«, »Hebräer«, etc. vorstellt. Wenngleich am Judentum der Fahrgäste kein Zweifel besteht, scheint Hebel eine judenfeindliche Interpretation vermeiden zu wollen – im Gegensatz zu der nur ein Jahr später erschienenen Version der Episode (Polikarpus Kritteltmann: Frische und eingemachte Judenkirchen. Eine Sammlung von Anekdoten, Schnurren und lächerlichen Charakterzügen noch lebender und verstorbener Juden. Zweites Bändchen. Germanien 1812, S. 123ff.: »Die kargen Passagiere«).

191 »Die fortwährende Berufung auf mündliche Quellen, das bisweilen angefügte Zeugnis des Hausfreunds, das die Zuverlässigkeit der Quellen untermauern soll, und die in beschwörendem Ton vorgetragene Forderung, der Leser dürfe den Wahrheitsgehalt der Erzählung nicht anzweifeln, sollen die Glaubwürdigkeit des Erzählten verstärken. So geballt eingesetzt, scheinen sie jedoch eher angetan, Mißtrauen zu wecken als es zu zerstreuen. Indem der Adressat andauernd beschworen wird, an der Wahrheit des Erzählten nicht zu zweifeln, wird er erst dazu gebracht, dessen Glaubwürdigkeit in Frage zu stellen« (Bee, Aufklärung und narrative Form [wie Anm. 188], S. 120). – Zur Thematik insgesamt s. ebd., S. 118ff.

Ein Edelmann war einem Juden in Franckfurt 500. Ducaten schuldig / und durffte sich deßwegen in der Stadt nicht wol sehen lassen : Es trug sich aber zu/ daß der Jud gedachten Edelmann einsmals bey dem Balbirer antraff/ und ihn wegen seiner Schuld mahnete. Der Edelmann sagte: Er solte warten/ biß ihm der Meister den Bart völlig geschohren/ alsdann wolte er ihn befriedigen : Der Jud ward froh/ sagte: Jauh/ jauh/ ich bin zu frieden/ so lange wil ich mich schon gedulden. Auff dieses Versprechen ruffte der Schuldener alle Anwesende zu Zeugen an/ und gieng hierauff mit halb abgeschorem Bart davon.¹⁹²

Sieht man einmal von den augenscheinlichen inhaltlichen Differenzen ab, wie sie etwa die Exposition vorgibt, und konzentriert sich auf die formalen und sprachlichen Gestaltungselemente der beiden Prosastücke, fällt zunächst die epische Breite auf, die – im Vergleich mit den knappen, zielstrebig auf die Pointe zusteuernden Schwankwitzen – den Kalendergeschichten eignet und die Integration ausführlicher Dialoge und Gedanken ermöglicht. Bezeichnend ist, dass der Jude, bei Hebel nach aufklärerischer Manier ironisch als »Hebräer« bezeichnet, wie sein Widerpart, der Rittmeister, Hochdeutsch spricht, und auch nach Erhalt eines jeden Hiebes eloquent die Situation kommentiert. Im *Kurtzweiligen Zeitvertreiber* kommt er lediglich aus dem Grund zu Wort, um durch das als plump und pöbelhaft konnotierte dialektale »Jauh« die Gutgläubigkeit des Juden der Lächerlichkeit preiszugeben, die dadurch ins schier Törichte kippt.

Die von Hebel wesentlich detaillierter gestaltete Interaktion entwirft ein nuanciertes Milieu, das vor dem Hintergrund der historischen Fakten interpretiert werden will. 1809 erhielten die Badener Juden als erste auf deutschem Boden das Bürgerrecht,¹⁹³ was nicht nur auf Zustimmung stieß.

Die Integration der Juden sollte von Seiten des Staates durch konkrete Maßnahmen vorangetrieben werden. Rittmeister und Jude, von Ersterem amikal »Sohn Jakobs« geheiß, treten scheinbar auf Augenhöhe in Kontakt. Und um seine offen ausgesprochenen Bedenken an der Lauterkeit des vorgeschlagenen Handels aus der Welt zu schaffen, lässt sich der Jude die Vereinbarung notariell beglaubigen. Dieser Rechtsakt hingegen stellt sich als nutzlos heraus. Ob der Notar auf die Bitte des Juden hin, ihm zu seinem Recht zu verhelfen, sein »Jekefsen was tu ich damit« mit einer Geste der Hilflosigkeit, mitleidig, schulterzuckend, insgeheim schadenfroh oder sonst wie hervorbringt, bleibt der Phantasie des Lesers überlassen. Die Verwendung der judendeutsch-jiddischen Form »Jekefsen« für

¹⁹² Neuaufgebutzter, Kurtzweiliger Zeitvertreiber (wie Anm. 165), S. 244. – Das Stück findet sich bereits bei Bebel: Bebel's Facetien (ed. Bebermeyer), S. 94: II, 132 (»De nobili et Iudaeo«).

¹⁹³ Zum Konstitutionsedikt von 1809 s. Kaufmann, Kleine Geschichte der Juden in Baden (wie Anm. 7), S. 56.

»Sohn Jakobs« markiert sprachlich den Weiterbestand von Interaktionsmustern und Rollenbildern, die der Anspruch der neuen Zeit höchstens verschleiern, aber nicht mit einem Mal vom Tisch wischen kann. Das gilt sowohl für den sadistischen Judenhass des Rittmeisters als auch für den Juden selbst, der sich, Angehöriger einer den Launen von Herr- und Nachbarschaft seit Jahrhunderten mit Leib und Leben ausgelieferten Minderheit, die Prügel jetzt vertraglich limitiert und garantiert wissen will. Ein »Auweih«, das »zu verbeißen«, er sich so sehr »vorgenommen hatte«, ¹⁹⁴ entfährt ihm doch noch.

Nicht nur in Darstellungsweise und sprachlicher Gestaltung unterscheiden sich die beiden Judenfiguren voneinander, sie sind grundlegend verschiedenen typologischen Vorbildern nachempfunden. Bei dem Frankfurter Juden handelt es sich um einen Geldverleiher im großen Stil, der mit der legitimen Forderung nach Rückzahlung einer ansehnlichen Summe an einen »Edelmann«, den Schelm des Stückes, herantritt.

Zur Erteilung eines ähnlich dotierten Kredits fehlen dem Hebelschen Juden die Mittel. Der Schauplatz Wirtshaus und Verweis auf Günzburg konturieren ihn als wenig begüterten, schwäbischen Juden, der vom Handel sein Auslangen finden muss und um dessen Integrität es schlecht bestellt zu sein scheint (»[...] hab ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amthaus in Günzburg ausgehalten, und bin doch noch kosher.«). ¹⁹⁵ Nicht nur durch den Strafvollzug an Prügel gewöhnt, bezeugt er in seinem Anerbieten, wie sehr er die gesellschaftlichen Mechanismen im Umgang mit Untergebenen und Außenseitern internalisiert hat, nämlich die perverse Lust am Quälen Schwächerer. »Hundert Stockprügel« bringt er aus eigener Initiative für das Pferd in Anschlag. Obwohl er mit dem (latenten) Sadismus des Rittmeisters rechnet, stimmt ihn die drastische Herabsetzung der Zahl der Stockhiebe nicht misstrauisch, da er sich in seiner begrenzten

194 Hebel, *Kalendergeschichten* (ed. Schlaffer/Zils), S. 481.

195 Ebd., S. 480. – Die Lokalisierung der Episode mit den Worten »Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo [...]« erschließt sich weder aus dem Zusammenhang der Kalendergeschichte noch aus dem übergeordneten Kontext der Sammlung. Die Erwähnung Salzwedels erklärt sich möglicherweise aus der Wertschätzung, welche der dort ansässigen Judenschaft entgegengebracht wurde. So zitiert Pohlmann in seiner *Geschichte der Stadt Salzwedel* (1811) eine mittelalterliche Urkunde: »In einer noch vorhandenen zu Salzwedel im J. 1344 ausgestellten Urkunde nennt er die Salzwedelschen Juden seine lieben Kammerknechte und gibt ihnen den Titel: weise, bescheidene Leute (discretos Judaeos civitatum nostrarum Soltwedel, camerae nostrae servos), eine Benennung, welche gewöhnlich nur den Gliedern des Stadtraths gegeben wurde« (August Wilhelm Pohlmann: *Geschichte der Stadt Salzwedel seit ihrer Gründung bis zum Schlusse des Jahres 1810 [...]*. Halle: Hemmerde und Schwetschke 1811, S. 282). Da dem Juden aus Hebels Kalendergeschichte weder Weisheit noch Bescheidenheit nachgesagt werden können, müsse er folglich von »anderswo« stammen.

Handelslogik durch vertragliche Absicherung vor Übervorteilung geschützt wähnt. Oettinger beschreibt diese Art von Juden als »einfältig, weil vom Laster grenzenloser Habsucht besessen«. ¹⁹⁶ Vielleicht ließe sich die damit intendierte Aussage präziser und eine Spur differenzierter mit dem Begriff »beschränkt« fassen: »beschränkt«, weil zur eigenen Subsistenz auf Gedeih und Verderb auf diverse Formen des Handels und der Geldgeschäfte angewiesen, bei gleichzeitig willkürlicher Reglementierung des Betätigungsfeldes durch zahlreiche Vorschriften und hartnäckigen Fortbestand von Ressentiments und Ablehnung auf Seiten potentieller Kunden. Die Fixierung auf Handel und Gelderwerb unter erschwerten Bedingungen konnte die Kreativität zur Entwicklung neuer Vermarktungs- und Vertriebsstrategien beflügeln; die einseitige Ausrichtung wirkte aber auch demoralisierend, wenn die Unversehrtheit des Körpers als Wettpfand (»Schlechter Gewinn«) oder, wie hier, als Zahlungsmittel eingesetzt wird. Dass die Beschränkung auf den Handel und latente Erwartungshaltung der Kunden, von einem Juden übervorteilt zu werden, moralische Schranken abbauen half und mitunter die Grenze zum Kriminellen überschritt, lässt sich leicht nachvollziehen und auch belegen. ¹⁹⁷

»Daß die Juden seit der Zerstörung Jerusalems«, schickt Hebel seinen Erläuterungen zum »Großen Sanhedrin zu Paris« voraus, »[...] seit mehr als 1700 Jahren, ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht auf der ganzen Erde in der Zerstreuung leben, daß die meisten von ihnen, ohne selber etwas Nützliches zu arbeiten, sich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren, daß sie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, mißhandelt und verfolgt werden, ist Gott bekannt und leid.« ¹⁹⁸

196 Klaus Oettinger: »Wollen wir sie verdammen?« Über Johann Peter Hebel und die Juden. In: Alemannisches Judentum. Spuren einer verlorenen Kultur. Hg. von Manfred Bosch. Eggingen: Edition Isele, 2001: S. 53-59, hier: S. 56.

197 Vgl. dazu Jeggle, Judendörfer in Württemberg (wie Anm. 13), S. 53ff. – Bein, Die Judenfrage. Bd 2 (wie Anm. 49), S. 88ff. – Und aus Sicht eines zeitgenössischen Kriminalisten: A. F. Thiele: Die jüdischen Gauner in Deutschland, ihre Taktik, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Sprache, nebst ausführlichen Nachrichten über die in Deutschland und an dessen Grenzen sich aufhaltenden berüchtigsten [!] jüdischen Gauner. Nach Kriminalakten und sonstigen zuverlässigen Quellen bearbeitet und zunächst praktischen Criminal- und Polizeibeamten gewidmet. Bd 2. Berlin: C. Reimarus 1843, S. 51f. (Zu Thieles Standpunkt s. Hermann Simon: Vernachlässigte Quellen zur Sozial- und Kulturgeschichte der deutschen Juden. In: Juden in Deutschland. Emanzipation, Integration, Verfolgung und Vernichtung. Hg. von Peter Freimark, Alice Jankowski, Ina S. Lorenz. Hamburg: Hans Christians Verlag 1991, S. 273-285.)

198 Hebel, Kalendergeschichten (ed. Schlaffer/Zils), S. 118.

Hebels Auffassung von Juden und Judentum unterscheidet sich wesentlich von der dem satirischen Schwankgut zugrunde liegenden. Zwar stellt er die Existenz charakteristisch jüdischer Eigenschaften nicht in Abrede, bewertet diese aber nicht losgelöst von ihrem historischen und kulturellen Kontext, wie er sich dem Aufklärer und Theologen Hebel darstellte. Aus Sicht der Aufklärung waren die mit den Negativklischees Gewinnsucht und Unehrllichkeit identifizierten jüdischen Händler ein Produkt materieller und moralischer Verelendung infolge jahrhundertelanger Isolation und Entrechtung. Ökonomischer Utilitarismus und die Vorstellung von einem Nähr- und Zehrstand ließen den Handelssektor als »unproduktive« Erwerbsform ins Zwielficht geraten. Hebel ist sich der Misere bewusst, deutet sie im Rahmen seines religiösen Weltbildes aber nicht als soziales Problem, sondern als himmelschreiende Ungerechtigkeit vor dem Weltenschöpfer und -lenker.¹⁹⁹

Als Hebel 1807 zum ersten Mal die Arbeiten am Kalender (1808) redigiert, veröffentlicht er darin einen in biblischem Stil gehaltenen Aufsatz über den »Großen Sanhedrin zu Paris«. Wohlmeinend und von den historischen Ereignissen sichtlich ergriffen, redet er einer Integration der Juden in die bürgerlich-christliche Mehrheitsgesellschaft das Wort, wobei die Voraussetzung für deren Gelingen eine Adaption oder Unterordnung des jüdischen Rechts an bzw. unter die staatlichen Gesetze darstellt. In gewohnt paternalistischem Ton wirbt er unter seinen Lesern für eine bürgerliche Gleichstellung der Juden und die damit verbundenen Auflagen.

Mag Hebel in Sachen Judenemanzipation auf Seite der Aufklärer stehen, ist seine Sichtweise durch Herkunft und Ausbildung wesentlich durch menschliche Empathie und von der (eher konservativen) Vorstellung »kultureller Prägung« bestimmt. Sebald zählt Hebel zu den »fortschrittsgesinnten Konservativen«, deren ökonomisch-politische Weltsicht von physiokratischen Vorstellungen über den Primat der Landwirtschaft und der selbstlosen Güte des aufgeklärten Alleinherrschers beeinflusst war.²⁰⁰

199 Im Unterschied zu den politisch und sozial motivierten Befürwortern der Judenemanzipation, die sich von ihren erzieherischen Maßnahmen letztlich eine Aufgabe »obskuranter« und »primitiver« religiöser Praktiken und ein Aufgehen der jüdischen Bevölkerung in der bürgerlich-christlichen erhofften, verliert Hebel kein abwertendes Wort über die Befolgung des Religionsgesetzes oder über jüdisches Brauchtum.

200 W. G. Sebald: Es steht ein Komet am Himmel. Kalenderbeitrag zu Ehren des rheinischen Hausfreunds. In: ders.: Logis in einem Landhaus. Über Gottfried Keller, Johann Peter Hebel, Robert Walser und andere. München, Wien: Hanser 1998, S. 9-41, hier: 28f.

Hebel, 1760 in Basel geboren, hatte seine Kindheit zu einem großen Teil im Wiesental, der Heimat seiner Mutter, verbracht, und war nach Besuch des Gymnasiums in Karlsruhe und einem Theologiestudium in Erlangen ins badische Oberland zurückgekehrt, um dort als Lehrer und in der Seelsorge zu wirken. 1791 folgte er einem Ruf nach Karlsruhe, wo er in späteren Jahren mit der Leitung des Gymnasiums illustre betraut wurde und schließlich das Amt des ersten Prälaten der lutherischen Landeskirche bekleidete. Nicht nur beherrschte Hebel als Theologe das Hebräische, er unterrichtete es auch bevorzugt, selbst in späteren Jahren, als seine Lehrverpflichtung zugunsten anderer Tätigkeiten stark eingeschränkt worden war.²⁰¹ Zu seinem Karlsruher Bekannten- und Freundeskreis zählten der »Großhandelskaufmann Jakob Kusel«, die Bankiers Salomon Haber und Elkan Reutlinger, sowie der »badische[.] Hoffaktor und Industrielle[.] David Aaron Seeligmann«;²⁰² die Dorfjuden und jüdischen Händler, wie er sie in jungen Jahren gekannt haben musste, waren ihm aber in reger Erinnerung geblieben.²⁰³ Davon legt Hebels »Sendschreiben an den Sekretär der theologischen Gesellschaft zu Lörrach« (1809) beredt Zeugnis ab, wenn er seine Ausführungen über das »jüdische Charaktergepräge« unvermittelt mit folgenden Zeilen schließt:

Soll ich fortfahren? Nein, ich will deine Geduld, o Zenoides, und die Geduld und Session der theologischen Gesellschaft nicht auseinander sprengen. Grüße mir den thumringer Juden, und, wenn er noch lebt, den Scheitele in Lörrach, und den Nausel!²⁰⁴

201 Joachim W. Storck: Johann Peter Hebel und die Emanzipation der Juden. In: Johann Peter Hebel. Eine Wiederbegegnung zu seinem 225. Geburtstag. Eine Ausstellung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe und des Museums am Burghof in Lörrach. Ausstellungskatalog hg. von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe. Karlsruhe: C. F. Müller 1985, S. 137-157, hier: S. 141f.

202 Oettinger, »Wollen wir sie verdammen?« (wie Anm. 196), S. 54. – Vgl. dazu Storck, Johann Peter Hebel und die Emanzipation der Juden (wie Anm. 201), S. 139, 142f.

203 »Solange Hebel aber noch in seinem heimatlichen badischen Oberlande lebte, während der Kindheitsjahre und sodann in dem Jahrzehnt seiner Hauslehrer- und Vikariatszeit, waren es die armen Juden der kleinen Gemeinden zwischen Lörrach und Sulzburg – Handelsleute, Trödler, »Betteljuden« –, denen er vornehmlich begegnete [...]« (Storck, Johann Peter Hebel und die Emanzipation der Juden [wie Anm. 201], S. 139). – Jüdische Gemeinden bestanden schon Ende des 18. Jahrhunderts in Lörrach und Efringen Kirchen, vereinzelt wohnten auch Familien in anderen Ortschaften (ebd., S. 141).

204 Johann Peter Hebel: Sendschreiben an den Sekretär der theologischen Gesellschaft zu Lörrach, (die wenig bekannt ist) über das Studium des jüdischen Charaktergepräges und dessen Benützung auf Bibelstudium. In: Johann Peter Hebel. Sämtliche Schriften. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Bd III: Erzählungen und Aufsätze. Zweiter Teil. Hg. von Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Benrath und Peter Pfaff. Karlsruhe: C. F. Müller 1990, S. 604-614, hier: S. 614. – Das

Hebel muss die genannten Personen nicht nur gekannt, sondern ihnen zumindest wohlgesonnen, wenn nicht sogar verbunden gewesen sein, wenn er ihnen nach so vielen Jahren der Abwesenheit Grüße bestellen lässt. Und er macht das ganz nach lokaler Manier, wie im Volksmund üblich, beim Rufnamen. Diese joviale Geste dient selbstredend auch der Legitimierung der vorangehenden Ausführungen, die immerhin auf dem eigenen Erfahrungsschatz des Verfassers zu basieren scheinen.

Die eigentliche Botschaft der Zeilen richtet sich allerdings an die Adresse der versammelten Theologen, denen Hebel zum Zweck der Bibelexegese eine eingehende Befassung mit den Juden und ihren Eigenschaften als unabdingbare Voraussetzung ans Herz legt. Die charakteristischen Eigenheiten, von denen Hebel nur einige aufzählt, fasst er »national«, ²⁰⁵ durch »das Klima des Landes, wo die Bibel geschrieben wurde« ²⁰⁶ bedingt. Hebel geht in seiner Argumentation davon aus, »daß das jüdische Volk, wie alle asiatischen und alle unterdrückten Völker, sehr anhänglich an sein Altes sey, und den physischen, psychologischen und moralischen Charakter seiner Väter in Palästina im Wesentlichen noch nicht verändert habe«. ²⁰⁷ Diese Annahme berechtige dazu, »die abgeraspelten und ausgeschiedenen Späne und Schlacken des Volks Gottes, wie sie mir im 49. Grad nördlicher Breite durch den Fokus gehen«, ²⁰⁸ d. h. die Juden der unmittelbaren Umgebung als Anschauungsmaterial heranzuziehen.

Über diese Metapher von den Abfallprodukten der Holzbearbeitung und Erzverhüttung darf vor Begeisterung über die Anerkennung der Nachfolgerschaft der deutschen Juden nicht hinweggelesen werden, will man Hebels Auffassung gerecht werden. Steiger ist zweifelsohne zuzustimmen, wenn er auf das »Skandalon« pocht, Hebel mute »dem glaubenden Christen zu«, »jeden Juden, wenn nötig, auch gegen den Augenschein als heiligen Vertreter des Erstlingsvolkes Gottes anzusehen«. ²⁰⁹ Dazu zählen selbst die »Betteljuden«, die Hebel in einer Text-

Sendschreiben erschien ursprünglich in der Zeitschrift *Jason* (Dezember 1809) unter dem Pseudonym Joh. Peter Parm.

205 Hebel, Sendschreiben (wie Anm. 204), S. 613.

206 Ebd., S. 604.

207 Ebd., S. 605f.

208 Ebd., S. 605. – Der 49. Breitengrad verläuft u. a. durch Karlsruhe.

209 Johann Anselm Steiger: Wie man lernt, den Fremden von nebenan zu achten. Johann Peter Hebels beispielhafter Beitrag zur Emanzipation der Juden. In: Wende-Zeit im Verhältnis von Juden und Christen. Hg. von Siegfried von Kortzfleisch, Wolfgang Grünberg, Tim Schramm. Berlin: EB-Verlag 2009, S. 142-166, hier: S. 156.

passage zum Buch Jesaja erwähnt,²¹⁰ und, ganz entscheidend, der Jude von nebenan, der jüdische Nachbar, wie ihn der Thumringer und die Lörracher Juden Scheitele und Nausele repräsentieren. Das ist es, was Hebel seinen Lörracher Kollegen begreifbar machen möchte.²¹¹

Das Bild von den Spänen und Schlacken fängt aber nicht nur die Versprengtheit der Juden, also ihre Diasporaexistenz ein, sondern unterstellt eine Qualitätsminderung gegenüber dem biblischen Volk der Israeliten. Hebels Sendschreiben, die maßgebliche Quelle zu dessen Auffassung von Juden und Judentum, läuft zwar auf ein enthusiastisches Lob der Fähigkeit hinaus, das »Wahre und Schöne überall und unmittelbar aus der Natur und dem Leben«²¹² zu beziehen, wie es die »Morgenländer«, ²¹³ als welche die Juden apostrophiert werden, vermögen, während die nordische »Arbeitseligkeit« und akademische Strebsamkeit die Deutschen um das Eigentliche und eigentlich Lebenswerte bringt, um Charakter, Vaterlandsliebe, Mut und Tugend;²¹⁴ dass die Juden bei aller Enge ihrer politischen und sozialen Verhältnisse über Würde, Freiheit und Charakter verfügten,²¹⁵ täusche aber nicht darüber hinweg, dass nach Hebels Auffassung den Juden auch negative Charakterzüge eigneten. Hebel verweist auf »das hohe Talent im neckenden Spott über fremde Leiden den Schmerz der eigenen zu kühlen«, belässt es ansonsten bei einem Verweis auf die »blöden Seiten«, über welche die »Achtung für eine anderwärtige Heiligkeit dieses Volks [...] den Mantel der Schonung«²¹⁶ decke. Eine Vertiefung des Themas hätte sich mit der eigentlichen Absicht des Verfassers nicht vereinbaren lassen.

Wie im Text angedeutet wird, zählten zu den schlechten Charaktereigenschaften der Juden »Weichlichkeit« und »Nachlässigkeit«, ²¹⁷ aber auch ein unehrliches, betrügerisches Wesen, der Hang zu Übervorteilung. Immerhin bekenne sich dieses Volk zu einem »Ahnherrn [...], der den Bruder um Erstgeburt und Erbtheil zu beschleichen, und den Schwiegervater in Mesopotamia zum armen Manne auszuschälen weiß, und nach seiner Heimkunft die unheilbare

210 Hebel, Sendschreiben (wie Anm. 204), S. 611.

211 Hans Otto Horch: »Haggadisches« Erzählen. Johann Peter Hebels »jüdische« Kalendergeschichten und ihre Deutung durch Walter Benjamin. In: Juden in Deutschland. Emanzipation, Integration, Verfolgung und Vernichtung. Hg. von Peter Freimark, Alice Jankowski, Ina S. Lorenz. Hamburg: Hans Christians Verlag 1991, S. 252-272, hier: S. 256.

212 Hebel, Sendschreiben (wie Anm. 204), S. 610.

213 Ebd., S. 609.

214 Ebd., S. 610.

215 Ebd., S. 612.

216 Ebd., S. 608.

217 Ebd., S. 606.

Feigheit des schlechten Gewissens auf ewige Zeit dokumentiert«. ²¹⁸ Dieser Satz ist aufschlussreich; wie die positiven Eigenschaften der Juden, denen Hebel in seinem Schreiben schier huldigt, ein »nationales Fundament« besäßen, so auch die negativen. Das oft kritisierte Handelsgebaren mancher Juden scheine, wie Hebel insinuiert, nicht allein historisch den drückenden Bestimmungen verschuldet, sondern auch – oder vor allem? – kulturelle Prägung oder Ethos zu sein.

In den Kalendergeschichten spart Hebel nicht aus, was er den Theologen vorenthält. Wenn der Rittmeister in der Erzählung »Wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist« den Juden als »Sohn Jakobs« anredet, ruft Hebel hier genau diese, qua Erbteil ihm, dem Juden, zugekommene Eigenschaft auf, nämlich trotz moralischer Fragwürdigkeit auf seinen (materiellen) Vorteil bedacht zu sein. Das Profitdenken scheint, so Hebel, den Juden im wahrsten Sinn des Wortes ins Stammbuch geschrieben zu sein. Dass davon allerdings nur die Wenigsten zu Reichtum gekommen sind, entgeht Hebels ausgeprägtem Realitätssinn nicht. Zu unregelmäßig waren die Einkünfte, zu zahlreich die Unwägbarkeiten, um ein beschwerdefreies Dasein sichern zu können.

Für seine Dummheit und Selbsterniedrigung lässt Hebel dem Juden eine Lehre erteilen und gibt ihn der Schadenfreude der Wirtshausbesucher und des Lesers preis. »Der Hausfreund aber wollt diesen Mutwillen nicht loben, wenn sich der Hebräer nicht angeboten hätte«, ²¹⁹ distanziert sich der Erzähler prinzipiell vom Einsatz körperlicher Gewalt, um ihn jedoch im vorliegenden Fall zu rechtfertigen. »Merke«, appelliert er an die Aufmerksamkeit des Lesers, ²²⁰ »Wer sich zu fünf Schlägen hergibt, um Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie um Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen«. ²²¹

Bestätigt der Erzähler vordergründig bestehende Ressentiments, so wirkt die Personenzeichnung doch jeder Dämonisierung und Verunglimpfung entgegen. Dem »Hausfreund« mag das Anerbieten des Juden zuwider gewesen sein, widerwärtig erscheint er dennoch nicht, sondern in seinen Schwächen durchaus menschlich, wenn er selbstironisch seine Lage kommentiert. Im Grunde genommen handelt es sich bei der Figur um einen Kleinkriminellen, dessen Fähigkeiten sich ebenso wie der von ihm angerichtete Schaden in Grenzen halten. Den

²¹⁸ Ebd., S. 608.

²¹⁹ Hebel, Kalendergeschichten (ed. Schlaffer/Zils), S. 482.

²²⁰ Bee, Aufklärung und narrative Form (wie Anm. 188), S. 179. – Zur Funktion des »Merke« in Hebels Kalendergeschichten s. die Ausführungen dort.

²²¹ Hebel, Kalendergeschichten (ed. Schlaffer/Zils), S. 482.

eigentlichen Schaden, den es nach der Moral der Geschichte zu beheben gilt, fügt er sich selbst zu, und hat dazu auch noch den Spott.

Ob Hebel beim Schreiben der Erzählung, wie Oettinger meint,²²² tatsächlich Unbehagen verspürt und das schlechte Gewissen ihn geplagt haben mag? Mitleid hatte er jedenfalls keines. Dummheit und mangelnder Selbstachtung war Hebel dermaßen abgeneigt, dass er sie ungeachtet der Herkunft und des Standes dem Gespött preisgab. An anderweitig moralisch bedenklichen, ja verwerflichen Handlungen stieß er sich hingegen nicht, wenn zu deren Planung und Ausführung ein gerüttelt Maß an geistiger Gewandtheit nötig war, die eigene Würde dabei gewahrt oder wiederhergestellt wurde und sich der Schaden in Grenzen hielt. Im Gegenteil: Hebel legt eine unverhohlene Begeisterung für Spitzbubenstreiche an den Tag,²²³ allen voran für die in launig-ironischem Ton vorgetragenen Schelmereien des Zundel-Heiner, Zundel-Frieder und des Roten Dieter, die sich an Gerissenheit und Verstellungskunst zu überbieten suchen. Während in »Die drei Diebe« (1809) der Erzähler mit dem Gewaltverzicht um die Sympathie des Lesers für seine kriminellen Protagonisten wirbt, legt er die Latte in einer Nachfolgegeschichte von 1813 (»Wie sich der Zundelfrieder hat beritten gemacht«) bereits höher, wenn es heißt: »[...] der Zundelfrieder stiehlt nie aus Not, oder aus Gewinnsucht, oder aus Liederlichkeit, sondern aus Liebe zur Kunst und zur Schärfung des Verstandes [...].«²²⁴ Sogar das von ihm gestohlene Pferd habe er dem Brassenheimer Müller zurückerstattet, heißt es in der unmittelbaren Fortsetzung – anders als in der ersten Kalendergeschichte, wo die Zundel-Brüder wegen Pferdediebstahls von der Justiz abgeführt werden.

Aus den Geschichten spricht eine gewisse Wertschätzung »gegengesellschaftlicher« (Reinicke) Überlebenskunst mit ihrem Listenreichtum, den Hebel, der Volksaufklärer, als Verstandesgebrauch interpretiert und idealisiert, nicht

²²² Oettinger, »Wollen wir sie verdammen?« (wie Anm. 196), S. 57.

²²³ »Zahlreiche Spitzbubengeschichten hat Hebel aus älteren Quellen geschöpft; aber das Gauer- und Vagantentemperament des Zundelfrieders und des Heiners und des roten Dieters ist sein eigenes gewesen. Als Junge war er für seine Streiche berüchtigt und vom erwachsenen Hebel erzählt man, Gall, der berühmte erste Phrenologe, sei einmal ins Badische gekommen; da habe man auch Hebel ihm präsentiert und um ein Gutachten gebeten. Aber unter undeutlichem Gemurmel habe Gall beim Befühlen nichts als die Worte »ungemein stark ausgebildet« vernehmen lassen. Und Hebel selber, fragend: »Das Diebsorgan?«« (Walter Benjamin: Johann Peter Hebel. Zu seinem 100. Todestage. In: ders.: Gesammelte Schriften II, 1. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1980, S. 277-280, hier: S. 278).

²²⁴ Hebel, Kalendergeschichten (ed. Schlaffer/Zils), S. 431.

zuletzt einer linguistischen Beschlagenheit wegen, die jede Äußerung auf ihre möglichen Bedeutungen hin prüft.

So sind es auch die schlaunen und findigen Juden geringen Standes und Ansehens, denen Hebel Sympathie entgegenbringt, wenn sie zur Wiederherstellung ihrer verlorenen Ehre auf eine List zurückgreifen. In »Glimpf geht über Schimpf« (1813) kommt ein jüdischer Hausierer jede Woche in ein Dorf, wo er von den Kindern mit Schmähworten bedacht wird. Um ihnen das »Jud! Jud! Judenmauschel! Schaulem lechem!«²²⁵ auszutreiben, belohnt er zunächst einen jeden mit einem Baselrappen. Als er nach einigen Wochen den Kindern eröffnet, aus Kostengründen keine Münzen mehr verteilen zu können, verweigern ihm die Kinder aus Trotz und Enttäuschung die zur Gewohnheit gewordenen Zurufe.

»Gleiches mit Gleichem« (1815) handelt von einem Schmuser (Handelsvermittler), der sich für die willkürliche Schmälerung seiner Vermittlungsgebühr durch die Einfädelung eines für denselben Anbieter nachteiligen Geschäfts rächt. »Der geistliche Herr von Trudenbach«²²⁶ hat Nausel, dem »Juden von Brassenheim«, als Entgelt einen Sack Hafer in Aussicht gestellt. Als nach einigen Wochen ein Käufer gefunden ist, hat sich der Preis des Hafers aber bereits verdoppelt, weshalb sich der Jude mit einem halben anstatt eines vollen Sackes begnügen muss. Nach Ablauf eines Jahres sucht der Dechant für ein Paar fette Ochsen einen Käufer, und Nausel verfällt auf eine List: Er staffiert einen verarmten Metzger mit ehrbaren Kleidern und passenden Accessoires aus, die fälschlich auf dessen Wohlhabenheit schließen lassen, und führt diesen als »Adlerwirt« ein. Alsbald hat man sich zur allgemeinen Zufriedenheit auf eine Summe geeinigt, und die Ochsen werden abgeführt. Mehrere Wochen vergehen, ohne dass der Dechant den vereinbarten Betrag ausbezahlt bekommen hätte. Vom langen Warten bereits ungeduldig, spricht er Nausel auf den Verbleib des vermeintlichen Adlerwirts an. »»Na wo wird er bleiben«, sagte der Nausel »Er wird warten bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er Euch statt neunzehn, neun und eine halbe [...]«²²⁷

Jenseits der Frage nach literarischen Traditionen und Konventionen scheint Hebel seinen Lesern die Juden so vermittelt haben zu wollen, wie er sie aus eigener Anschauung kannte und sie dem Erfahrungshorizont der Leser entsprach, nämlich: milieugetreu. Abgesehen von dem weisen Moses Mendelssohn sind es

225 Ebd., S. 430.

226 Ebd., S. 579.

227 Ebd., S. 581.

Händler, Makler, oft auf dem Weg oder der Durchreise; man trifft sie im Wirtshaus, wo sie Rast machen, in der Postkutsche oder auf dem Schiff; geographisch bewegen sie sich, sofern lokalisiert, im süddeutschen und alemannischen Raum (der Schweiz und dem Elsass). Hebels Kalendergeschichten laufen, so Steiger »anders als Lessings ›Nathan‹ nicht Gefahr [...], das aufgeklärte Salonjudentum zu idealisieren und das realexistierende Judentum antijudaistischer Diskreditierung zu überlassen. Insofern steht Hebels Sicht der Juden auf einem höheren Reflexionsniveau als diejenige Lessings, deren projüdische Haltung in eine um so antijudaistischere im Alltag umzukippen droht.«²²⁸

Griffig formuliert: Hebel geht es nicht um »Nathan«, sondern um »den Nausel«. Und dieser Nausel, der »Jud von Brassenheim«, ist ein Schmuser oder Handelsvermittler, der sich für eine Übervorteilung mit einem Streich à la Eulenspiegel rächt. »Na, wie jauker«,²²⁹ heißt es, als der vermeintlich reiche, in Wirklichkeit nahezu mittellose Metzger vorgibt, die Ochsen des schnippischen Dechants kaufen zu wollen, und es macht ganz den Eindruck, dass der nichtjüdische Metzger diese Worte spricht.

Die Szene des Viehverkaufs ist in der Sprache der – mehrheitlich jüdischen – Viehhändler realitätsgetreu gestaltet. Judendeutsch-jiddische Einsprengsel oder syntaktische Besonderheiten gibt es, nicht zur Diskreditierung ihrer Hervorbringer, sondern zur Erzielung eines Realitätseffekts, allenthalben. So auch in der direkten Rede am Ende der Geschichte, die mit einem überraschenden Nachsatz schließt:

Das artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit. Der Jud hat es nachgehends selber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm geteilt habe. »Was er geton hat«, sagte er, »den schönsten hat er für sich behalten, und mir den geringern gegeben.«²³⁰

Zum ersten und einzigen Mal ist die Sprache des Juden im Dialog mit anderen deutlich als jüdisch gekennzeichnet: die Partizipformen »geton« und »gegeben« sind jiddisch, die Syntax hingegen standarddeutsch. Mit seinen Worten reagiert er, so impliziert der Text, auf die nach Beendigung seiner Erzählung an ihn gerichtete Frage, wie er mit dem Metzger übereingekommen und was nun mit den Ochsen geschehen sei. Die Antwort gilt, wie der Kontext nahelegt, einer nicht-jüdischen Zuhörerschaft, möglicherweise dem Erzähler selbst, repliziert sie doch

228 Steiger, Wie man lernt, den Fremden von nebenan zu achten (wie Anm. 209), S. 156.

229 Hebel, Kalendergeschichten (ed. Schlaffer/Zils), S. 580.

230 Ebd., S. 581.

die sprachlichen Eigenheiten des Fragestellers und unterscheidet sich nur in der lautlichen Färbung der Partizipien. Indem der Erzähler auf die »Wahrheit« der Geschichte pocht, lässt er die Figur des Juden vorgeblich aus ihrem fiktionalen Rahmen heraustreten, was angesichts dessen Namens einigermaßen erstaunlich ist: Brassenheim ist, wie Trudenbach, eine erfundene Ortschaft,²³¹ der »Jud von Brassenheim« folglich ebenso Fiktion wie dessen Heimatstadt. Die Geschichte basiert also, wie der Erzähler behauptet, auf dem Bericht des jüdischen Protagonisten, dessen Name ebenso wie der aller anderen Beteiligten nicht nur geändert, sondern deutlich markiert fiktionalisiert wurde. Der Vorfall, sofern real, oder die Fabel (im erzähltheoretischen Sinn) bot sich einer literarischen Ausgestaltung zum Schelmenstück regelrecht an. Der Unterhaltungswert steht im Vordergrund, weshalb die Episode nicht, wie in anderen Fällen, mit dem Verweis auf eine wahre Begebenheit eröffnet.

Das Ende der Geschichte legt allerdings den Charakter des Schelmenstücks als literarisches Konstrukt offen, dessen Machart den Protagonisten klare Positionen zuweist: nämlich wer letztlich den Kürzeren zieht und wer über den anderen triumphiert. In Wirklichkeit, so der Erzähler, sei der Ausgang eines solchen Stückes weniger eindeutig, und folgten die Geschehnisse nicht der Logik literarischer Gattungen, sondern den Konventionen einer gesellschaftlichen Ordnung, mit denen die »geneigten Leser« des *Rheinischen Hausfreundes* nicht durchweg vertraut gewesen sein dürften.

Wer dem Juden von Brassenheim bei der Ausführung seiner List zu Hilfe kommt, ist kein unbeschriebenes Blatt, sondern einer, der sich »wie der Zirkelschmied [...] von kleinen Künsten und Projekten«²³² nährt. Der erwähnte Zirkelschmied, von dem gleich mehrere Kalendergeschichten handeln, ist ein »verlumpter«²³³ Handwerker, der seine bescheidenen Einkünfte im Wirtshaus versäuft und die Frau hungern lässt, ein »liederlicher«²³⁴ Mensch, dessen Gewitztheit und Schelmereien auf die Schädigung Unbescholtener abzielen.

Auf die schauspielerische Leistung des verarmten Metzgers, alias »der Adlerwirt« angewiesen, hat Nausel, der Jude von Brassenheim, einen Mitstreiter engagiert, dem es an der Wiederherstellung von Ehre nicht gelegen ist; von Interesse ist allein der in Aussicht stehende Profit, zu dessen Erlangung er sich an keinerlei Regeln des guten Anstands gebunden fühlt. Den einträglicheren Ochsen

²³¹ Ebd., S. 774: Anm. zu S. 258; S. 815: Anm. zu S. 579.

²³² Ebd., S. 580.

²³³ Ebd., S. 244.

²³⁴ Ebd., S. 429.

beansprucht er für seine Dienste, obgleich seine Mühen im Vergleich zu den Aufwendungen des Juden gering waren. Einander zu übervorteilen aber gehörte zu den Spielregeln dieser wenig solidarischen Schicht von Gaunern und Tunichtguten, für die der Hausfreund, wie wir bereits gesehen haben, keine Sympathie aufbringt. Nachdem er sich der Tat offenbar »gerühmt« hat, gesteht der Jude – selbstironisch oder nicht – ein, um die größere »Gewinnhälfte« gebracht worden zu sein, da sich der Metzger bei der Teilung Kompetenzen anmaßte, die ihm als bloßen Mitwirkenden nicht zukommen. So hatte auch Nausel, der Schmuser, ein Nachsehen, weil er, obzwar gewitzt, sich mit einem zweifelhaften Gesellen eingelassen hatte – wissentlich, wie anzunehmen ist.

Die Bereitschaft, mit dem Metzger zu kooperieren, wirft kein gutes Licht auf den Juden: für seine List war er bereit, mehr auszugeben, als sie nach Maßstäben des Erzählers eigentlich wert ist. Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen, wie der Titel bereits ankündigt, scheint nicht nur aus dem Grund problematisch, weil die christliche Ethik das Vergeltungsprinzip ablehnt, sondern weil, wie besonders in diesem Fall, die Folgen nur schwer absehbar und der Aufwand nicht von vornherein berechenbar sind. Die Frage nach der Integrität des Juden wird hier unweigerlich gestellt.

Lassen wir einmal die denunziatorische Gleichsetzung von jüdischen Händlern und Gaunertum in judenfeindlichen Kreisen außer Acht, scheint die (räumliche) Nähe ambulanter (jüdischer) Händler und herabgewirtschafteter Handwerker und Bauern (mitunter) gemeinsame »Projekte« angeregt zu haben. Wer viel unterwegs war, traf eben viele unstete Existenzen auf dem Weg. Gerechtfertigt oder nicht, war zumindest die Möglichkeit solcher Beziehungen fester Bestandteil des Bildes vom jüdischen Händler oder Handelsvermittler.

Hebel hielt es, wie wir am Beispiel der Zundel-Brüder und des Roten Dieter gesehen haben, lieber mit den fiktionalen Schelmen,²³⁵ die sich zu Helden des Alltags stilisieren ließen und deren Verstandesgebrauch Vorbildwirkung besaß. Dazu zählt auch ein wenig bemittelter Handelsjude, der gleich in zwei Kalendergeschichten Station macht und ein Anverwandter dessen ist, von dem es in einem Witz aufklärerischer Prägung heißt, er »handle« mit Verstand.²³⁶ Die zweifache

235 Die Kalendergeschichte »Die drei Diebe« basiert bekanntlich auf der gleichnamigen Romanze von Johann Heinrich Voß.

236 »Jude, womit handelst du denn? fragten ein Paar vorwitzige Officiere einen jungen Juden, der ruhig seinen Weg ging. Er schwieg – sie wiederholten ihre Frage. Endlich sagt' er ganz gelassen: Ach womit ich handle, das steht Ihnen doch nicht an. Nun, womit handelst Du denn? Mit

Bedeutung der Replik, nämlich (1) klug zu agieren und (2) den eigenen Verstand als Handelsgut einzusetzen, exemplifiziert Hebel in der Geschichte vom »Einträglichen Rätselhandel« und der Anekdote »Drei Worte«.

In der ersten Erzählung fährt eine elfköpfige Reisegesellschaft von Basel den Rhein hinab; als Zwölfter gesellt sich ein Jude hinzu, der gegen die Auflage guten Benehmens und ein dem Schiffer zu entrichtendes Trinkgeld gnadenhalber mitgenommen wird. Trotz seiner geringen Barschaft verlässt den Juden seine Zuversicht – und man ist geneigt zu sagen: sein Gottvertrauen – nicht: »Auf dem Wasser wird sich auch noch etwas erwerben lassen. Es ist ja schon mancher auf dem Rhein reich worden.«²³⁷ Zunächst in einen Winkel des Schiffes verfügt und dem Gespött der »reichen« Passagiere ausgesetzt, was Hebel als Sünde tadelt, tritt der Jude in dem Moment, wo die Gespräche erlahmen und Langeweile sich breit macht, mit der rettenden Idee hervor: Rätselraten. Gespielt wird um Geld. Die Erwartung, die sich in der Hinwendung an den Juden ausdrückt, er könne für Unterhaltung sorgen (»Mausche, [...] weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht. Deine Väter müssen doch auch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüste.«),²³⁸ wird aber bei Weitem übertroffen – oder enttäuscht. Anstatt sich »an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu belustigen«, ²³⁹ d. h. über ihn zu lachen, finden sich die Schiffsreisenden mit einem wahren Meister der Kunst des Rätselratens konfrontiert, der eine Frage nach der anderen löst. Der aufmerksame Leser muss nicht besonders beschlagen sein, um den Symbolcharakter der Zwölffzahl auf die Söhne Israels zu beziehen und in dem verständigen Juden einen literarischen Wiedergänger des biblischen Josef zu erkennen, der nicht nur Träume zu deuten, sondern auch die Verwaltung eines Großreichs zu reformieren und leiten wusste. Der rätselratende Jude erfüllt seine Aufgabe so erfolgreich, weil er die »sprachlichen Mechanismen«²⁴⁰ der Fragen durchschaut; oft gelingt ihm das durch ein Absehen vom unmittelbar pragmatischen Anschein einer Äußerung, die auf das Besondere zielt, zugunsten einer Reduktion auf das Allgemeine, durch das wörtliche Verständnis einer bildlichen Redewendung oder durch eine besonders plastische Veranschaulichung des Sachverhalts. Er verfährt bei der Lösung der Rätsel mit dem geübten Verstand eines Bibelkundigen, dem zu jedem

Verstand!« (Supplemente zum Anekdotenlexikon für den Leser von Geschmack. Berlin: Hesse 1785, S. 130.)

237 Hebel, *Kalendergeschichten* (ed. Schlaffer/Zils), S. 234.

238 Ebd., S. 234.

239 Ebd., S. 234.

240 Horch, »Haggadisches« Erzählen (wie Anm. 211), S. 258.

Vers immer noch eine alternative Deutungsmöglichkeit einfällt, je nachdem, auf welches Wort der Akzent gesetzt und unter welchem Gesichtspunkt der Inhalt betrachtet wird. Die Pointe aber, zu der Hebel nach dem rasanten Schlagabtausch des Rätselratens ausholt, zeigt den Juden als den gesellschaftlich Unterlegenen, der mit der Selbstbezeichnung »armer Jüd« um Verständnis – und Schonung bitet: Als letzter in der Runde hatte er seinen Mitspielern ein Rätsel aufgegeben, das, wie nicht anders zu erwarten, keiner raten konnte, und dem Juden alle elf Einsätze einbrachte; dass er es aber selbst nicht zu lösen vermochte, das Rätsel schlicht unlösbar war, widerspricht den impliziten Regeln des Spiels. Der Jude hat aber Glück. Obwohl er sich in seiner Zuversicht und seinem Vertrauen auf die eigenen Fähigkeiten in eine Falle manövriert hat, begegnen ihm die Mitreisenden mit Nachsicht, »weil sie [...] doch das Lachen selber nicht verbeißen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräische Reisegefährte hatte ihnen von Kleinen Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt«. ²⁴¹ Anstatt mit »Merke« schließt die Geschichte mit einer Rechenaufgabe, die vordergründig den jüdischen Geschäftseifer persiflieren mag, aber durchaus ernst im Sinne der Volkaufklärung gemeint ist.

In Hebels Geschichte [...] verbindet sich die Kenntnis der Arithmetik mit einem tiefen Verständnis der Sprachlogik; die beiden Sphären werden als Instrumente der Aufklärung positiv gewertet. Der Jude wird in einem emphatischen Sinn zu deren Exponenten, und die unaufgeklärte nichtjüdische Gesellschaft sollte von seinem Witz lernen, sofern sie es vermag. ²⁴²

– Und das nicht (nur) vom frommen und weisen Moses Mendelssohn, sondern von einem viel geringeren, der einmal von Basel nach Schalampi (Chalampé im Elsass) fährt und ein anderes Mal in Endingen im Wirtshaus sitzt.

Dort treffen nämlich derselbe Jude und einer seiner ehemaligen Reisegefährten, ein Gersauer Kaufherr, erneut aufeinander. Und wieder lässt sich der Nichtjude, dessen Sinn nach Unterhaltung steht, auf ein Spiel ein und verliert seinen Einsatz. Drei Worte kann er nicht nachsprechen, weil er auf das Ablenkungsmanöver des dritten Wortes, nämlich »Falsch!«, hereinfällt. Anstatt es lautlich zu wiederholen, fasst er es als Beanstandung an der getreuen Wiedergabe des zweiten Wortes auf und tritt in einen »unmittelbaren kommunikativen Diskurs« ²⁴³ ein.

²⁴¹ Hebel, Kalendergeschichten (ed. Schlaffer/Zils), S. 236f.

²⁴² Horsch, »Haggadisches« Erzählen (wie Anm. 211), S. 259. – Vgl. auch Storcks ausführliche Interpretation der Geschichte (Storck, Johann Peter Hebel und die Emanzipation der Juden [wie Anm. 201], S. 147ff.).

²⁴³ Horsch, »Haggadisches« Erzählen (wie Anm. 211), S. 258.

Der namenlose Handelsjude, der in kürzester Zeit ein Rätsel nach dem anderen zu lösen vermag, entsprach wohl kaum dem Juden von nebenan, wenn er auch Einiges mit diesem gemein hatte. Tatsächlich basiert die Episode auf einer Anekdote, die man vom Fürther Badchen Löbele oder Leybele (gest. 1754) zu erzählen pflegte:

[D]er Lustigmacher Löbel in Fürth gab bei einer Hochzeit ein Rätsel auf, und setzte für den Nichterrather als Strafe einen Gulden; keiner der Gäste konnte das Rätsel lösen, und jeder zahlte die Strafe: als er selbst es nun auflösen sollte, erklärte er sich gleichfalls unfähig, aber gleichfalls auch zur Strafe verpflichtet, welche er sogleich erlegte, sodann aber sämtliche Strafgeelder einem armen Juden übergab, welcher Tags vorher den reichen Gästen vergeblich seine Noth geklagt hatte.²⁴⁴

Löbeles/Leybeles Possen und Streiche sind Gegenstand zahlreicher Anekdoten, die in den jüdischen Gemeinden Süddeutschlands kursierten und auch Nicht-Juden Erzählstoff boten. Aufgezeichnet und gesammelt herausgegeben wurden die mündlich überlieferten Geschichten meines Wissens nie. Einzig in der antijüdischen Satire-Reihe *Itzig Feitel Sterns Schriften* finden sich einige mit Löbele/Leybele (und anderen Spaßmachern) assoziierte Stücke.²⁴⁵

Hebels Bearbeitung löst die Episode aus ihrem rein jüdischen Kontext und versetzt die Szene an einen Schauplatz, der – ähnlich dem oben genannten Postkutschenmotiv – die Interaktion von Angehörigen unterschiedlicher Stände und

244 [Benedict Jacob] Römer-Büchner: Die Lustigmacher bei den Hochzeiten der Juden. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Altertumskunde in Frankfurt a. M., Bd 2 (1864), S. 113-114, hier: S. 113. – Lifschutz geht davon aus, dass Römer-Büchners Darstellung ebenso wie die von ihm gebrachte Anekdote auf mündlichen Quellen, d. h. Erinnerungen älterer Leute, beruhen. Nach Angaben Lifschutz' hieß Löbele/Leybele mit richtigem Namen Jeremiah Aryeh und war der Sohn des Richters und Korrektors Samuel Zanvel. Löbele/Leybele erlernte das Drucker-gewerbe und schloss seine Ausbildung 1694 ab, woraufhin er mehrere Jahrzehnte in diesem Beruf tätig war. Als Badchen und Possenreißer machte er sich in Fürth einen Namen und erfreute sich nicht nur innerhalb der jüdischen Gemeinde großer Beliebtheit. »To this day«, schreibt Lifschutz 1952, »Leybele is no less popular among South German Jews than Hershele Ostropoler among Eastern European Jews« (E. Lifschutz: Merrymakers and Jesters among Jews [Materials for a Lexicon]. In: YIVO Annual of the Social Sciences 7 [1952], S. 43-83, hier: S. 57). – Namentlich erwähnt wird der Fürther Badchen auch in Andreas Würfel: Historische Nachricht von der Judengemeinde in dem Hofmarkt Fürth. Frankfurt, Prag 1754, S. 141 (Ruth von Bernuth: How the Wise Men Got to Chelm. The Life and Times of a Yiddish Folk Tradition. New York: New York University Press 2016, S. 53).

245 »Die schwangere Frau« und »Der pollische Rahf as Soulo-Tänzer« in *Die Schabbes Lamp vun pollische Messing* (1835) und »Die guffene Schiffche« in *Gedichter, Perobeln und Schnoukes fer unnere Leute*. Zweyter Thal, ouder Knoblichblüthe [...] (1833).

Minderheiten unumgänglich macht. Anstelle des über die Grenzen Fürths hinaus bekannten Unikums tritt ein namenloser Handelsjude, knapp bei Kasse wie so viele seiner Zunft. Der Typus des »einfachen«, »armen« Juden erfährt durch die Gestaltung nach prominentem Vorbild eine Aufwertung, indem er sich auf verständige Weise und mit der Gelassenheit des Überlegenen Rat zu schaffen weiß.²⁴⁶

Rätselraten und Scharadespiel waren »bei den Karlsruher Honoratioren beliebt bis zur Unmäßigkeit«²⁴⁷ und dominierten als vornehmliche Geistes- und Freizeitbetätigung das gesellige Leben in Kaffeehaus und Wirtsstube. Auch Hebel dürfte sein Vergnügen an diesen Runden gehabt haben, wenn dessen Freund Christoph Friedrich Kölle in seinen Erinnerungen an Hebel vermerkt:

Fabelhaft unsinnige Rätsel gehörten zu unserer täglichen Belustigung an der Wirtstafel im Gasthof zum Erbprinzen. Tieck, damals sehr gichtkrank, speiste daselbst. Unser tolles Treiben bewog ihn, anderwärts sein Mittagsmahl zu suchen, da hörte er aber stets dieselben Rätsel, welche inzwischen in Umlauf gekommen waren, und kapitulierte demnach mit uns, wir sollten es bis zum Nachtschiff unterlassen, was aber schlecht gehalten wurde, indem der oder die, wem etwas recht Tolles durch den Kopf ging, unwillkürlich auflachte und nun nicht umhin konnte, den Vertrag zu brechen.²⁴⁸

Der rasante Schlagabtausch in der Erzählung ist wohl eine Reminiszenz an den fiebrigen Eifer, mit dem im »Erbprinzen« und anderswo der Geist sich am vordergründig Unsinnigen schärfte und an die gesellige Dimension des Wettstreits.

Am Rande thematisiert die Geschichte eine Erwartungshaltung, die der Hausfreund selbst bedient, nämlich den Anspruch auf Unterhaltsamkeit. Die Gegenwart eines Juden stellt Kurzweil und Zerstreuung in Aussicht: entweder kann man – einen Hang zum Sadismus vorausgesetzt – sich an dessen »Dummheit«

246 Hebel dürfte noch weitere jüdische Anekdoten gekannt haben, möglicherweise auch die um Schaffte-Züschchen, von dem Dalberg zu berichten weiß, er habe »nebenbei auch etwas der Straßenräuberei« oblegen und »sich im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in einem Hause, von der Gendarmerie belagert, an seinem Gebetsriemen« erhängt (Julius Dalberg: Volkskunde der Hessen-Kasseler Juden. In: Geschichte der jüdischen Gemeinde Kassel, unter Berücksichtigung der Hessen-Kasseler Gesamtjudenheit. Hg. von der Israelitischen Gemeinde Kassel. Kassel: H. Grünbaum 1931, S. 110-168, hier: S. 163). Ob der ebenfalls von Dalberg unter den »hessisch-jüdischen Originale[n]« erwähnte Gerschen-Mamerschen (ebd.) ein Zeitgenosse Hebels war, ließ sich nicht ermitteln.

247 Hannelore Schlaffer: Nachwort. In: Johann Peter Hebel. Die Kalendergeschichten (wie Anm. 182), S. 687-721, hier: S. 696.

248 Christoph Friedrich Kölle: Zu Hebel's Ehrengedächtnis vom Adjunkten des Rheinländ. Hausfreundes, 1842, zitiert nach Hebel, Kalendergeschichten (ed. Schlaffer/Zils), S. 746.

delektieren, oder sich aber von dessen »Witz« die Zeit vertreiben lassen. Anders gesagt: Juden waren aus Perspektive der christlichen Mehrheitsgesellschaft immer für einen Scherz gut. In den Schwänken und Anekdoten der Frühen Neuzeit ging das Lachen fast durchweg auf Kosten der Juden, bei Hebel sind es in der Mehrheit der Fälle die jüdischen Protagonisten, deren Wortgewandtheit und Findigkeit dem Leser Vergnügen bereiten.

Anklänge an frühere Schwänke und Stücklein finden sich bei Hebel allenthalben – ein weiteres Indiz dafür, wie verbreitet und für die Wahrnehmung von Juden maßgeblich sie über Jahrhunderte blieben. In diesem Zusammenhang sei an die Kalendergeschichte vom »Thalhauser Galgen« erinnert: Einem trunksüchtigen Vogt wird, während dieser seinen Rausch ausschläft, ein falscher Befehl in die Rocktasche geschoben, an dessen Richtigkeit zweifelnd er dennoch zur Ausführung gezwungen wird. Demnach solle er sich kommenden Tags mit vierundzwanzig Männern und sämtlichen Schulkindern am Thalhauser Galgen einfinden, um der öffentlichen Exekution von drei Juden beizuwohnen. In strömendem Regen harrt die versammelte Menge stundenlang der Delinquenten, bis man allmählich gewahr wird, zum Narren gehalten worden zu sein. »Kurz es kam eben niemand.«²⁴⁹

Da Hinrichtungen als abschreckendes Exempel, insbesondere an die Jugend, bis weit ins 19. Jahrhundert öffentlich vollzogen wurden, ranken sich nicht wenige Geschichten um dieses makabre Schauspiel, darunter Schwänke und Anekdoten, in denen Juden angesichts ihrer bevorstehenden Exekution noch einen markanten Ausspruch tätigen.²⁵⁰ In der Erzählung des Hausfreunds sind die hinzurichtenden Juden, mit denen eine Unterhaltung besonderer Art in Aussicht gestellt wird, reine Enttäuschung, da frei erfunden. Eine Chimäre, von mutwillig vergossener Tinte ins Leben gerufen. Geschickt lenkt der Erzähler die Aufmerksamkeit des Lesers auf diesen im Kontext der Erzählung scheinbar nebensächlichen Umstand, wenn die Kalendergeschichte mit einem Vorgriff eröffnet: »Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand.«²⁵¹ Unmittelbar an diesen Vorwurf schließen sich die Geschehnisse des Vortags, bis die Handlung soweit aufgerollt worden ist, dass der Vorwurf an den Vogt erneut, diesmal gegen Ende der Erzählung, wiederholt und erweitert wird: »Wann bringt man denn die Juden? Es

²⁴⁹ Hebel, Kalendergeschichten (ed. Schlaffer/Zils), S. 598.

²⁵⁰ Kirchhof, Wendunmuth (ed. Österley), Bd II, S. 239f.: II, 189. – Das wohl bekannteste Beispiel für eine Erzählung, die mit der öffentlichen Exekution eines Juden endet, ist Grimms Märchen »Der Jude im Dorn« (KHM 110).

²⁵¹ Hebel, Kalendergeschichten (ed. Schlaffer/Zils), S. 594.

kommt ja niemand. Oder sind wir gar zuletzt Euere Narren[?]«²⁵² Dem schriftlich Verbürgten und mündlich Umlaufenden ist nicht immer zu trauen, handelt es sich doch bei jeder Art von »Verdichtung«, also Literatur, um eine Vortäuschung von Realität. Nicht alles, was einem erzählt werde, dürfe man für bare Münze nehmen, nicht zuletzt aus dem Grund, weil die Umstände der Entstehung weitgehend im Dunklen liegen und nur in seltenen Fällen vollständig nachvollziehbar seien.

Der Hausfreund mahnt wiederholt zu Skepsis und Wachsamkeit selbst gegenüber den eigenen Erzählungen, macht sich aber auch die Erkenntnis von der Steuerbarkeit und Modifizierbarkeit des mündlichen und schriftlichen Ausdrucks für den Zweck der Bewusstseinsbildung in eigener, aufklärerischer Angelegenheit nutzbar. Etwa dann, wenn die Reaktion der Schiffspassagiere auf einen Gesinnungswandel schließen lässt. Hatte sich zunächst ihre Geringschätzung in verächtlichen Witzeleien ausgedrückt, ist das Lachen am Ende der Erzählung ein verblüfftes, nachsichtiges, wenn sich der Jude beschämt in den Fallstricken seiner eigenen Findigkeit verheddert. Interaktion erzeugt Empathie und Bewunderung für den geistig Gewandten, Überlegenen, so die Erzählung. Eine Wunschvorstellung? Schon eher der pädagogisch motivierte Entwurf einer Wirklichkeit, die, sofern literarisch überzeugend präsentiert, Einfluss auf den Lauf der Dinge nehmen kann.²⁵³ Die Stärke der Kalendergeschichten liegt in deren Gestaltung und Darbietungsweise, die Vielschichtigkeiten und Ambivalenzen zulassen und dem geneigten Leser nahelegen, es dem Hausfreund gleich zu tun, nämlich empathisch und kritisch zu sein.

Hebel geht es also darum, mehr mit den Juden als über die Juden zu lachen. Gelacht wird aber allemal.

²⁵² Ebd., S. 579f.

²⁵³ Siehe dazu auch die Erzählung »Der gläserne Jude« (Hebel: Kalendergeschichten [ed. Schlaffer/Zils], S. 499f.), die aus heutiger Perspektive weder als aufgeklärt noch als judenfreundlich bezeichnet werden kann, wenn ein polnischer Jude von einem Husaren schwer misshandelt wird. Was die Episode allerdings von anderen ähnlichen Zuschnitten unterscheidet, ist der darin statthabende Gesinnungswandel des Husaren. Der Jude greift in seiner Not zu einer unmittelbar durchschaubaren List. Er täuscht mit seiner Stimme vermeintlich das nicht imitierbare Geräusch brechenden Glases vor, um den Eindruck zu erwecken, in dem vom Husaren »mit Leibeskräften« malträtierten Sack befinde sich Glas – und kein Mensch. »Item, es half Etwas. Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebrochen war« (ebd., S. 500).

Was Juden primär den Ruf eintrug, über einen ausgeprägten Sinn für Humor bzw. »Witz und Geistesgegenwart« zu verfügen, lässt sich kaum eindeutig klären: Waren es tatsächlich »die zumeist aus Not geborene List« und »kluge Schlagfertigkeit, die Hebel an einigen seiner Judengestalten *demonstriert* [Hervorhebung A. L.]« und »dabei deutlich als ein kompensatorisches Hilfsmittel gegen die Bedrängnis äußerer Zurücksetzung oder Unterdrückung dargestellt wird«?²⁵⁴ Oder doch die Gestaltung von Judenfiguren in den humoristisch-satirischen literarischen Gattungen, die sich zwar vornehmlich über die Dummheit der Juden mokieren, aber auch witzige Aussprüche zu kolportieren wussten?

Gerade den Landjuden wird gelegentlich nachgesagt, sie hätten über einen ausgeprägten Sinn für Humor bzw. Witz und Geistesgegenwart verfügt. Lippmann Moses Büschenthal, der für die »erste[] deutschsprachige[] Anthologie jüdischer Witze von einem jüdischen Herausgeber«²⁵⁵ verantwortlich zeichnet, erklärt diese Fertigkeit sozialpsychologisch unter Verweis auf die rechtliche Benachteiligung, Unterdrückung und Verfolgung der Juden: »Daß aber die Juden insgesamt so witzig sind, glauben wir ihrem, Jahrhundertlang erlittenen Druck, zuschreiben zu müssen. Noth und Schwäche – dieß lehrt uns das weibliche Geschlecht – gebären die List, und List ist Mutter des Witzes; daher man auch unter den gedrückten und dürrftigen Landjuden denselben bey weitem häufiger, als bey den reichern, antrifft.«²⁵⁶ Im Umgang mit der christlichen Mehrheit zur Vorsicht gezwungen, konnten Juden mit dem mildernden Effekt eines evozierten Lachens rechnen, wenn ihr Handeln oder eine Aussage Gefahr lief, als anstößig aufgefasst zu werden. Die Annahme, sie hätten als Angehörige einer unterdrückten Minderheit den Vorteil der witzigen Replik erkannt und sich zunutze gemacht, lässt sich leicht nachvollziehen, zumal die wirtschaftliche Abhängigkeit sie dazu zwang, ihre christliche Klientel nicht zu verärgern und nach Möglichkeit bei Laune zu halten. Der Volksmund wusste Schlagfertigkeit und Originalität im Ausdruck durchaus zu schätzen und sorgte für die rege Verbreitung diverser Stücklein und Sprüchlein – besonders im ländlichen Raum, wo die Möglichkeiten zur Zerstreuung beschränkt waren.

²⁵⁴ Storck, Johann Peter Hebel und die Emanzipation der Juden (wie Anm. 201), S. 144f.

²⁵⁵ Gunnar Och: Die Erfindung des jüdischen Witzes. Diskursanalytische Beobachtungen an Texten des frühen 19. Jahrhunderts. In: Der jüdische Witz. Zur unabgegoltene Problematik einer alten Kategorie. Hg. von Burkhard Meyer-Sickendieck und Gunnar Och. Paderborn: Wilhelm Fink 2015, S. 29-48, hier: S. 41.

²⁵⁶ L. M. Büschenthal: Sammlung witziger Einfälle von Juden, als Beyträge zur Charakteristik der Jüdischen Nation. Elberfeld: H. Büschles 1812, S. IV.

Eine Bekräftigung erfährt diese These von unerwarteter Seite – den Kriminalisten und Kriminalhistorikern des jüdischen Gauner- und Bandenwesens. Thiele, weder Anti- noch Philosemit, verweist in seiner einzig für den Amtsgebrauch intendierten Studie wiederholt auf die »größere Schlauheit und Verschmitztheit« der jüdischen Gauner, als auch auf deren »größere Geschicklichkeit bei [der] Ausführung« ihrer Verbrechen.²⁵⁷ Durch seinen Sprachgebrauch und denunziatorische Unterstellungen als Judenfeind erkennbar, äußert sich Stuhlmüller ähnlich, wenn auch entschieden zurückhaltender: Betrügereien von jüdischen Gaunern seien »höchst verschmitzter Art«,²⁵⁸ und jüdische Verbrecher »stets schlauer als die christlichen«.²⁵⁹

Alles, was literarische Form annimmt – und sei es eine mündliche –, folgt dabei Konventionen des Erzählens und der Figurengestaltung. Nicht minder maßgeblich für das Bild vom gewitzten und witzigen Juden, oder zumindest dessen Konturierung und Popularisierung, war eine an überkommenen Klischees sozialisierte Erwartungshaltung: Juden begegnete man stets voreingenommen und suchte, bewusst oder unbewusst, nach einer Bestätigung bekannter Züge. Gerissenheit und Schlagfertigkeit waren Spielarten einer geistigen Überlegenheit, die man durchaus fürchtete, in domestizierter Form, d. h. frei von magischen Vorstellungen, aber auch faszinierend finden konnte. Übersetzt in die Begriffe der Volksaufklärung bestand dieses »jüdische Ingenium« in einem Mehr an Verstand – oder eben »Witz« in der zweifachen Bedeutung des Wortes. Bemerkenswert jedoch ist, dass Selbstironie oder die Erzielung eines humoristischen Effekts durch Herabsetzung des Eigenen in Ansätzen bereits in der Frühen Neuzeit als charakteristisch jüdisch angesehen wurde.

257 A. F. Thiele: Die jüdischen Gauner in Deutschland, ihre Taktik, ihre Eigenthümlichkeiten und ihre Sprache, nebst ausführlichen Nachrichten über die in Deutschland und an dessen Grenzen sich aufhaltenden berüchtigsten [!] jüdischen Gauner. Nach Kriminalakten und sonstigen zuverlässigen Quellen bearbeitet und zunächst praktischen Criminal- und Polizeibeamten gewidmet. Bd 1. 2. Aufl., Berlin: Selbstverlag 1842, S. 10. – Vgl. dazu Simon, Vernachlässigte Quellen zur Sozial- und Kulturgeschichte der deutschen Juden (wie Anm. 197), S. 278.

258 Karl Stuhlmüller: Vollständige Nachrichten über eine polizeyliche Untersuchung gegen jüdische, durch ganz Deutschland und dessen Nachbarstaaten verbreitete Gaunerbanden. o. O. 1823, S. XXII.

259 Ebd., S. XXVII. – Avé-Lallemant merkt lediglich an, jüdische Gauner gingen »mit viel mehr Ruhe, Ueberlegung und Consequenz« zu Werke (Friedrich Christian Benedict Avé-Lallemant: Das deutsche Gaunerthum in seiner social-politischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Zweiter Theil. Leipzig: Brockhaus 1858, S. 7).

Hatte der voraufklärerische Diskurs – sofern nicht paradoxerweise ein Mangel an Verstand unterstellt wurde – fast ausschließlich die destruktiven Seiten jüdischen Scharfsinns und Sprachfertigkeit beanstandet, bewertet Hebel jüdischen »Witz« als ein besonders entwickeltes Sensorium für die Nuancen sprachlicher Kommunikation positiv. Im folgenden Kapitelabschnitt wenden wir uns wieder dem Lachen über die Juden zu.